

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung
„Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage
zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei direkter Lieferung:
Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.—
(Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die
Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Balle in München.

Uebersicht.

Das Problem der neugriechischen Schriftsprache. II. Von K. Krumbacher. — Eine Geschichte des deutschen Hauses. Von P. Weber. — Besprechungen. — Mitteilungen und Nachrichten.

Das Problem der neugriechischen Schriftsprache.

Von Karl Krumbacher.

II.

Wenn wir den heutigen Zustand der griechischen Schriftsprache historisch zu erklären vermögen und ihm sogar eine Art historischer Verechtigung zuerkennen, so hat er sich damit keineswegs den Anspruch auf absolute Geltung erworben. Wer das behauptet, muß beweisen, daß nirgends in der Welt ein von den Menschen geschaffener Uebelstand durch die höhere Erkenntnis und den stärkeren Willen späterer Geschlechter aufgehoben werden darf. Wer das behauptet, proklamiert die ewige Fortdauer aller Mißbräuche, sofern sie nur mit dem Adelsbrief der Geschichte ausgestattet sind. Es ist daher unbegreiflich, daß die Theorie des historischen Rechtes von angesehenen Gelehrten auf die neugriechische Sprachfrage angewandt worden ist. Wer es mit der Zukunft des griechischen Volkes ernst meint, muß fragen: Soll der unselige Zustand der Doppelsprachigkeit in alle Ewigkeit fort dauern? Kann das früher anfolge ungünstiger Verhältnisse und mangelhafter Einsicht Verjämte wirklich nicht mehr nachgeholt werden?

Auch die Griechen selbst haben diese Fragen oft aufgeworfen und die Versuche ihrer Beantwortung haben im verflohenen Jahrhundert nie aufgehört. In eine lebhaftere Phase ist der Streit, kurzweg die „Sprachfrage“ (*To γλωσσικόν ζήτημα*) genannt, allerdings erst in den letzten zwei Jahrzehnten getreten. Die Frage hat außer der eminent praktischen Bedeutung für die Griechen ein allgemein wissenschaftliches Interesse und ist dadurch auch für den fremden Forscher verlockend. Nun wollen freilich die Griechen, die sonst dem Ausländer gar nicht gram sind, wenn er sich mit ihrer Geschichte, Literatur und Kunst beschäftigt, gerade die Sprachfrage als eine unantastbare Familienangelegenheit betrachtet wissen, und die Anwälte der Kunstsprache pflegen die Einmischung der Fremden in den Streit mit Entrüstung zurückzuweisen. Damit tun sie den Fremden und sich selbst unrecht. Wie wir einen Menschen, den wir lieben, mit allen Kräften und in jeder Weise zu fördern und jeden Schaden von seinem Haupte abzuhalten suchen, so werden wir auch gegen eine Gemeinschaft verfahren, die unsere Sympathie besitzt. Wie sollte ein aufrichtiger Freund Griechenlands dem Kampfe des Volkes um eines der höchsten Lebensgüter gleichgültig zusehen? Er hat nicht nur das Recht, sondern die heilige Pflicht, zu der Frage, so viel an ihm liegt, Stellung zu nehmen. Die Griechen ihrerseits müssen, wenn sie wahre Freundschaft höher zu schätzen wissen als kritiklose Bewunderung und hohle Schmeichelei, jedem ausländischen Sachmann dankbar sein, wenn er sich mit ihrer Lebensfrage beschäftigt und seine Ansicht kund tut. Aus diesen Gründen habe ich mich entschlossen, die Sprachfrage nicht bloß rein akademisch nach ihren historischen Grundlagen und ihrem gegenwärtigen Stande darzulegen, sondern auch meine Ueberzeugung über die Art, wie sie zum Heile des Volkes entschieden werden muß, ohne Rücksicht auf die Gefühle

treuer Freunde und unbekümmert um die gegenwärtige Stimmung der Mehrheit des griechischen Volkes, möglichst klar und rückhaltlos auszusprechen.

Nachdem, wie erwähnt, die radikal archaische Richtung gegen die gemäßigte von Korais die Oberhand gewonnen hatte, verlief die Entwicklung im 19. Jahrhundert in der gegebenen Richtung zunächst ohne größere Kämpfe. Ein wichtiger Erfolg der Kunstsprache war, daß sie im neu gegründeten Königreich Hellas als offizielles Ausdrucksmittel der Justiz, Verwaltung, Armee und Kirche eingeführt wurde. Alle öffentliche Aeußerung wurde dem Archaismus untertan. Für die zahllosen Begriffe, die in Gesetzbüchern, Verordnungen, Statuten, in der Kammer und in der Presse griechisch benannt werden mußten, wurden altgriechische oder nach altgriechischer Schablone gebildete Wörter gewählt. Ansetzungen vom König, für den das der neuen Phonetik und Morphologie widerstrebende *βασιλεύς* ausgegraben wurde, bis herab zum Polizeidiener, für den das alte, jetzt ebenfalls uneklirierbare *κλητήρ* erhalten mußte, wurde alles, was da lebt und nicht lebt in Staat und Kirche, in altgriechische Lappen gekleidet. Selbst die im Mittelalter entstandenen neuen geographischen und topographischen Namen wurden von derselben antiquarischen Wanie, die den interessanten Frankenturm auf der Akropolis unbarmherzig niederriß, ohne Rücksicht auf ihre historische Bedeutung und auf das praktische Bedürfnis in brutaler und oft kritikloser Weise durch alte Namen ersetzt. Man bemühte sich mit sieberhafter Eile, das neue Griechenland in ein altes Hellas umzubilden. Soweit es sich um Wörter handelt, die den lautlichen und formalen Gesetzen der natürlichen Sprache gehorchen, wäre das Uebel nicht so groß, wenn nur nicht, wie so oft, die Deutlichkeit durch den Archaismus litte. Geradezu verhängnisvoll aber wurde das durch die eitle Verblendung der Behörden und ihrer gelehrten Berater geschaffene *fait accompli* bei allen Wörtern, deren Form den neuen Sprachgesetzen widerstrebt. Hier liegt heute noch eines der größten Hindernisse einer durchgreifenden Reform der Schriftsprache. Man wird die bösen alten Geister, die man gerufen hat, nicht mehr los. Der vom Staate und der Kirche aufgestellten und nach denselben Prinzipien bis in die Gegenwart konsequent fortgeführten klassischen Terminologie folgten natürlich die Kammer, die Zeitungen und die Literatur. So schien es denn, als sei der Sieg der antiquarischen Sprache auf der ganzen Linie entschieden. Triumphierend riefen ihre Anhänger: Die Sprachfrage ist gelöst. In Wahrheit war weder der Kampf entschieden, noch die Frage gelöst.

Auf die Peripetien des stillen Krieges zwischen Kunst- und Volkssprache im Laufe des 19. Jahrhunderts kann ich nicht eingehen. Das allgemeine Ergebnis war, daß die anfänglich so kleine und von den Meisten nicht ernst genommene Partei der natürlichen Sprache in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts fast unbemerkt so bedeutend erstarkte, daß sie zur offenen Kriegserklärung schreiten konnte. Wie sehr sie zum Bewußtsein ihres Rechtes und ihrer Kraft gekommen war, zeigt schon die im Jahre 1873 gedruckte Schrift von N. Konomenos „Die Sprachfrage“ (*To ζήτημα της γλώσσας*). Zum definitiven Abbruch der Beziehungen kam es aber erst ein Jahrzehnt später. Das hohe Verdienst, die Forderungen der Partei bündig und klar formuliert zu haben, gebührt dem Chioten Fean

Pfichari, der in Paris als Professor der mittel- und neugriechischen Philologie an der Ecole des Hautes Etudes wirkt. In einer stattlichen Reihe französisch und griechisch abgefaßter Schriften hat er die Notwendigkeit der sprachlichen Reform teils durch theoretische Darlegung, teils praktisch durch Vorführung von Sprachproben zu erweisen gesucht. Die Konservativen, die sich in ihrer für unerschütterlich gehaltenen Position plötzlich so heftig angegriffen sahen, ließen mit der Antwort nicht auf sich warten. Das Geschütz, das auf beiden Seiten aufgeföhren wurde, war nicht von der feinsten Sorte. Seit fast zwanzig Jahren tobt nun eine erbitterte Polemik. Die Reformpartei erhob bald reichlichen Zug von jungen, zum Teil trefflich begabten Schriftstellern, welche die Literaturfähigkeit der natürlichen Sprache praktisch zu erweisen strebten.

Im vergangenen Jahre ist es vom ungefährliehen Federkriege sogar zu Kämpfen gekommen, in denen nicht mehr Tinte, sondern Blut vergossen wurde. Dieses merkwürdige Ereignis hat die Situation wie mit einem grellen Lichtstrahl beleuchtet und die Existenz der Sprachfrage, von der bis dahin angerhalb Griechenlands kaum einige Fachgelehrte Notiz genommen hatten, zur Kenntnis der weitesten Kreise gebracht. Der leidenschaftliche Kampf, der im November des Jahres 1901 auf den sonst so friedlichen Straßen der griechischen Hauptstadt ausgefochten wurde, fällt wegen seiner eigentümlichen Veranlassung so vollständig aus dem Rahmen der modernen Kultur und Weltanschauung und ist für den Tiefgang der Sprachbewegung so bezeichnend, daß es sich lohnt, ihm einen kurzen Rückblick zu widmen. Die Königin von Griechenland hatte während des unsinnigen und unseligen griechisch-türkischen Krieges beim Besuche griechischer Bazarette bemerkt, daß den verwundeten Soldaten der Trost des Evangeliums nicht gegeben werden konnte, weil sie die alttümliche Sprache des heiligen Buches nicht verstanden. Sie fragte sich, warum der griechische Mann aus dem Volke nicht dieselbe Erquickung in schwerer Stunde genießen solle, die jeder Ruschik aus der russischen Uebersetzung der heiligen Bücher schöpfen kann. So fragten sich auch andere, und endlich machte ein in England lebender Grieche, A. Pallis, den Versuch, das Matthäus-Evangelium in die heutige Volkssprache zu übertragen. Die Publikation dieser Uebersetzung, die in der Zeitung *Akropolis* erfolgte, verursachte bei einem großen Teil der Gebildeten und besonders bei den Studenten der Universität die fürchterlichste Aufregung. Die Redaktionen der *Akropolis* und einer anderen ihr befreundeten Zeitung wurden mit Sturm und Zerstörung bedroht, und dem Aufruhr, der das Einschreiten der bewaffneten Macht erforderte, fielen mehrere jugendliche Menschenleben zum Opfer.

Das traurige Ereignis verweist uns moderne Mitteleuropäer in längst entschwundene Zeiten, in die religiösen Kämpfe des Mittelalters und erinnert uns etwa an den Fanatismus gewisser Sekten in Rußland oder im Orient; wir erkennen dann in dem Ergebnis wohl auch ein neues Zeugnis der oft verkannten Tatsache, daß seit alter Zeit ein scharfer Gegensatz die europäische Welt in eine romanisch-germanische, katholisch-protestantische und eine griechisch-slavische orthodoxe Kultur trennt; und wir werden uns bewußt, wie sehr die griechisch-slavische Hälfte nach Asien neigt und wie viele orientalische Elemente in den Tiefen ihrer Volksseele schlummern. Das ist die allgemeine Grundlage, auf der die blutige Revolte in Athen zu beurteilen ist. Im einzelnen sind die Triebfedern der leidenschaftlichen Opposition gegen die Uebersetzung teils auf religiösem, teils auf nationalpolitischem Gebiete zu suchen. Die griechische Kirche will eine Uebersetzung der heiligen Schriften in die neuere Sprache nicht dulden, weil sie eine Fälschung des Inhaltes und eine Profanierung des Heiligen befürchtet. Manches mag zu ihrer ablehnenden Haltung auch die Tatsache beigetragen haben, daß alle neugriechischen Bibelübersetzungen, die bisher existieren, von protestantischer Seite, besonders von Bibelgesellschaften veranlaßt und verbreitet worden sind.

Weit mehr als die theologischen Bedenken wirkt wohl ein Argument, das halb religiöser, halb politischer oder richtiger patriotischer Natur ist. Die Griechen

sagen: Wir sind das auserwählte Volk, in dessen Sprache die heiligen Bücher geschrieben sind, und wir sind also die einzigen, die sie in der Ursprache lesen können. Das verleiht uns vor allen anderen Völkern der Erde einen Vorzug, den wir hochschätzen und festhalten müssen. Wenn wir die heiligen Bücher in unser modernes Idiom übersezen, so verlieren wir unseren Adelstitel. Die sprachliche und religiöse Einheit unseres Volkes ist in den Zeiten der schwersten Knechtschaft nur durch das Evangelium erhalten worden. Dieses Palladium darf nicht angetastet werden. Jedes Mitteln an unserer alten Kirchensprache bedeutet ein Mitteln an der nationalgriechischen Idee. Nehuliche Erwägungen spielen übrigens auch in dem allgemeinen Streite zwischen Kunstsprache und Volkssprache eine große Rolle, wenn das auch nicht gern eingestanden wird. Die Griechen halten an der altgriechisch gefärbten Schriftsprache nicht zum wenigsten deshalb so fest, weil sie glauben, dadurch ihre Identität mit den alten Hellenen augenfällig zu beweisen und so die Hochachtung und Freundschaft der Großen dieser Welt zu gewinnen.

Es bedarf hier wohl keines genaueren Beweises, daß alle die angeführten kirchlichen und patriotischen Motive in nichts zusammenfallen angesichts der unabwiesbaren Forderung, die heilige Schrift dem Volke wahrhaft zu erschließen. Allerdings gehen die Gegner der Uebersetzung so weit, zu erklären, die Sprache des Neuen Testaments sei dem heutigen Volkssprache so ähnlich, daß auch der Ungebildete sie ohne Uebersetzung verstehe. Ich halte diese Behauptung auf Grund aller Erfahrungen, die ich über die altgriechischen Sprachkenntnisse ungebildeter und halbgebildeter Griechen besitze, für falsch, und wenn man sie selbst von gelehrten und hochachtbaren Männern ausgesprochen hört, so beweist das nur, wie schwer es ist, in Fragen, wo die stärksten Regungen des Gemüts mitspielen, zum objektiven Erkennen und Bekennen der Wahrheit zu gelangen.

Die ablehnende Haltung der ungeheueren Majorität der Gebildeten gegen das Volkssprache beruht auf verschiedenen, viel diskutierten Gründen; daß auch esoterische Momente mitspielen, die man öffentlich nicht eingestehen will, habe ich erwähnt. Was der natürlichen Sprache vorgeworfen wird, ist der barbarische und grobe Charakter, die Inforrektheit und Negellofigkeit, die Armut, die Fremdwörter, vor allem aber der angebliche Mangel der Einheitlichkeit. Alle diese Vorwürfe beruhen auf mangelhafter Einsicht in das Wesen und Leben der natürlichen Sprache, auf ungenügender Kenntnis der Entwicklungsgehe der Schriftsprachen und auf schlechter Information über wichtige Tatsachen in der Geschichte anderer Literaturen und Sprachen. Es würde zu weit führen, die genannten Vorwürfe im Detail durchzusprechen und mit dem Aufgebote des mannigfaltigen Riitszeuges, das uns die Philologie und Sprachwissenschaft bietet, eingehend zurückzuweisen. Ich will nur einige Hauptpunkte hervorheben.

Gemeinsam ist den meisten Argumenten gegen die natürliche Sprache die irrümliche Vorstellung, daß die altgriechische Sprache das absolute Ideal für alle Zeiten sei. Weil die alte Literatur oder, genauer gesagt, ein Teil derselben die höchste künstlerische Vollendung und, soweit wir das bemessen können, unvergänglichen Wert besitzt, wird etwas Ähnliches, auch von ihrer sprachlichen Form angenommen und übersehen, daß eine Sprache nur für eine bestimmte Zeit und für ein bestimmtes Volk literaturfähig sein kann und daß sie diese Fähigkeit verliert, sobald der lebendige Zusammenhang der Sprache mit der Zeit und dem Volke allzu sehr gelodert wird. Es wird übersehen, daß die schönen Literaturerzeugnisse ewig bleibende, unveränderliche Kunstwerke sind, die Sprache der Menschen aber ein durch tausend Faktoren unaufhörlich verändertes. Eine Sprachform kann sich in einer Literatur vortrefflich bewährt haben; sie behält diese Kraft aber nicht für alle folgenden Zeiten, in denen die Sprache des Lebens eine andere geworden ist, in denen die Kultur, die politischen und religiösen Zustände, die geistigen und materiellen Mittel, die Wissenschaften, die Industrie, der Handel u. s. w. tiefgehende Umwälzungen erlitten haben. Es darf übrigens nicht verschwiegen werden, daß die bornierte Vorstellung

von der absoluten Gültigkeit einer bestimmten Stufe im Leben der griechischen Sprache und vom barbarischen Charakter späterer Stufen auch im Abendlande weit verbreitet war und zum Teil noch ist. Das Mittel- und Neugriechische wurde oft geradezu als *lingua graecobarbara* bezeichnet, und noch in neuester Zeit erteilte ein Philologe dem späteren Griechisch die Genjur „niedergedrückt durch dunkle Barbarismen aller Art“. So dachte auch jener zu unbedienter Verühmtheit gelangte Bonner Philologe, der die Beschäftigung mit dem Neugriechischen entriistet ablehnte; wie könne man sich mit einer Sprache abgeben, in der *εὐνο* den Affektiv regiere! Erst in der jüngsten Zeit scheint allmählich die Erkenntnis durchzudringen, daß die natürliche Sprache der Griechen in jedem Zeitraume die gleiche Berechtigung habe und daß das Griechisch, das zu Perikles Zeit auf den Straßen der weichenbeschränkten Stadt gesprochen wurde, nicht um ein Haar distinktiver war als das Mittelgriechisch, in dem sich unter den Komnenen die schaulustige Menge im Hippodrom von Konstantinopel unterhält.

Erster scheint der Einwand, die natürliche Sprache sei für die Literatur ungeeignet, weil sie in eine Menge abweichender Dialekte zersplittert sei. In Wahrheit existiert bei den Neugriechen, obschon manche Pedanten es leugnen, eine natürliche Gemeinsprache in ähnlicher Weise wie bei den Deutschen, Franzosen, Italienern und Russen, und die mundartlichen Schwankungen sind nicht bedeutender als bei diesen Völkern. Bekanntlich aber haben die lexikalischen Differenzen der Mundarten und Stände in Deutschland und anderswo nicht nur nicht hinderlich, sondern förderlich auf die Literatur gewirkt. Sie schöpft immer aufs neue frische Säfte aus dem ewig jungen Born der Volksrede und bekundet ihren Dank, indem sie selbst wiederum in die nach Sprache und Sitte so verschiedenen Landschaften reichen Samen der Bildung austreut. Auf dieser befruchtenden Wechselwirkung des Volkes auf die Literatur und der Literatur auf das Volk beruht eine der stärksten Garantien dafür, daß unsere Literatur die Gefahr der formalen Verflachung und inhaltlichen Verödung überwinde; auch eine Garantie dafür, daß unser Volk trotz der unheimlichen Verbreitung eines oberflächlichen Utilitarismus, doch nicht ganz der idealen Schmach und Wirkfamkeit untreu werde, die das geheimnisvolle Lebenskriterium der Völkervolkskraft bildet. Von solchen Erwägungen ist im griechischen Sprachkampfe merkwürdig wenig die Rede. Die Griechen tun, als gäbe es außerhalb Griechenlands keine Literatur und keine Sprache und keine Erfahrung auf diesen zwei Gebieten. Außerdem wird ein wichtiger Punkt ganz übersehen. Die schärfste und auffälligste Differenz der Mundarten liegt nicht im Wortschatze und in der Flexion, sondern in der Phonetik. Wenn wir je einen Bauern aus Ostpreußen, Mecklenburg, Oberbayern, der Schweiz und aus dem Rheinlande zusammenbringen und durch ein Wunder bewirken könnten, daß sie in den Wörtern und grammatischen Formen völlig übereinstimmten, aber ihre eigenartige Aussprache bewahrten, so würden sie sich nur mit größter Mühe verständigen können. Wenn aber umgekehrt die fünf Bauern durch ein Wunder plötzlich die gleiche Aussprache hätten und nur in der Flexion und im Wortbau ihre Eigenart behielten, so würden sie wohl bei einigen Wörtern und Formen stutzen, in der Hauptsache aber sich sofort trefflich verstehen. Nun kommen aber gerade die phonetischen Unterschiede in der Schrift und also auch in der Literatur fast gar nicht zum Ausdruck. Damit ist offenbar das Haupthindernis, das die dialektische Mannigfaltigkeit der Ausbildung einer einheitlichen Literatursprache scheinbar entgegenstellt, glücklich aufgehoben.

Zugunsten der „Reinsprache“ wird angeführt, daß sie alles ausdrücken könne und von allen leicht verstanden werde. Beides ist nur sehr bedingt richtig. Leicht verstanden wird sie nur von denen, die eine ordentliche Mittelschule besucht haben, und für den Ausdruck zahlloser feiner Nuancen und Stimmungen ist sie trotz ihres Reichthums an Wörtern ein stumpfes Werkzeug. Mit der bloßen mechanischen Vermittlung von Inhalten ist die Aufgabe der Schriftsprache nicht erschöpft. Sonst könnte vielleicht das von vielen geträumte Ideal einer Weltsprache ver-

wirklich werden, sei es nun der lateinischen, wie man früher wollte, oder der englischen, wie viele jetzt wollen, oder gar des Volkaput. Eine lebensfähige Schriftsprache muß höheren Aufgaben gewachsen sein; sie muß so lebendig sein, daß sie nicht bloß verstanden, sondern auch empfunden wird; sie muß so lebendig sein, daß sie aus der Seele dringt und „mit unkräftigem Besagen die Herzen aller Hörer zwingt“; sie muß so lebendig sein, daß sie die Stoffe auch künstlerisch zu gestalten vermag; sie muß so eng mit den Seelenfasern des Volkes verwachsen sein, daß sie das Tiefste und Größte, was eines Menschen Herz in Sturm und Drang bewegt, unverfälscht bekunden kann; sie muß vor allem ein so Lebendiges, Bewegliches, Bildhaftes sein, daß in ihr Eigenart und Recht der Persönlichkeit klar zum Ausdruck kommen, daß aus ihr ein originaler Stil geschaffen werden und daß der geniale Geist in ihr so reden kann, daß er das ganze Volk mit sich fortreißt und edleren Zielen zuführt. Vor solchen Aufgaben vermag die „Reinsprache“ und sie muß versagen, weil sie zu einem großen Teil durch Grammatik, Wörterbuch und Schulübung künstlich angeeignet ist, nicht mit der Muttermilch eingelesen, nicht im kindlichen Spiel erlernt, nicht im jugendlichen Feuer fortgebildet, nicht verknüpft mit der inneren Erziehung des Menschen, mit den mannigfachen Erlebnissen seines Gemüths, mit seinem Sehnen, Wünschen und Hoffen.

Das Bemühen, der künstlichen Sprache Lebenskraft einzuhauchen, ist eine Sisyphusarbeit. Um der Darstellung ein klassisches Gepräge zu verleihen, werden volkstümliche Wörter entweder durch altgriechische von ähnlicher Bedeutung ersetzt, oder sie werden wenigstens durch allerlei Operationen archaisiert; abgefallene Vorsilben werden angeklebt, verstümmelte Endungen ergänzt, geschwundene oder veränderte Vokale oder Konsonanten wieder eingesetzt oder korrigiert. Hierbei spielt vielfach nicht bloß die Tendenz des Klassizismus mit, sondern auch die dunkle Vorstellung, daß es mit der Zeit doch gelingen werde, durch fortgesetzte Pflege in der papiernen Klinik den längst entschlafenen Wörtern und Formen wieder Lebenskraft einzuflößen und demnach auch die natürliche Sprache dem Altgriechischen zu nähern.

Für den des Neugriechischen nicht Kundigen kann das Verfahren der griechischen Pedanten am besten durch ein Beispiel aus dem Romanischen klar gemacht werden. Versuchen wir den Anfang der Marcelliane derart ins Lateinische zurückzuschrauben, daß für jedes Wort die etymologisch entsprechende lateinische Form eingesetzt wird: *Allons en-tants de la patrie = Ambulemus infantes de illa patria, Le jour de la gloire est arrivé = Illud diurnum de illa gloria est adriatum*. Das ist weder Altfranzösisch noch Lateinisch, sondern ein ganz mechanisch in die lateinische Form zurückgegoßenes Neufrenschisch, das so niemals in einer bestimmten Zeit lebendig war. Es ist ein linguistisches Experiment, das den Uebersetzung der einzelnen Wörter grob illustriert, aber alle Zwischenglieder und den zeitlich und kausal verschiedenen Entwicklungsgang der Formen außer acht läßt. Selbst der konservativste Akademiker wird eine solche Sprache nicht als verbessertes, „in *pristinum splendorem*“ gehobenes Französisch betrachten. Solche Spielereien ernst zu nehmen, blieb den Griechen vorbehalten. Denn im Prinzip ähnlich, wenn auch natürlich nicht so radikal, wie an dem französischen Modell gezeigt worden ist, verfahren sie, wenn sie die modernen Formen nach dem alten Muster korrigieren.

Als diese Verbesserungen sind verlorene Liebesmühs. Es ist eines der sichersten Ergebnisse der Sprachwissenschaft, daß es noch niemals gelungen ist und niemals gelingen wird, eine abgefallene Vorsilbe, eine reduzierte Endung oder eine sonstige Veränderung einer Form durch grammatische Vorschriften und durch hartnäckigen Gebrauch in der Literatur auch in der natürlichen Sprache wiederherzustellen. In Büchern und Zeitungen kann man milliardennal drucken *ομπάτιον* oder gar *οφθαλμός* statt *πάτι*, *ωοπιον* oder gar *απρος* statt *ωοπι*, *ο πατιρ* statt *ο πατριος*, *ε.δ.ε* statt *ε.α*, *ουτως* statt *ετοι* u. s. w.; das Volk und auch jeder Gebildete und Gelehrte wird, wenn er unbefangenen spricht, immer wieder die von der Schriftsprache in Verruß erklärten natürlichen Formen

gebrauchen. Ein geschwundenes Formelement, sei es auch nur ein einziger Buchstabe, wieder zu beleben, ist ebensowenig möglich, als es der Medizin je gelingen wird, einen abgehauenen Finger, der ein Jahr lang im Spiritus gelegen ist, wieder anzuhäuten.

Das einzige, was erreicht werden kann, ist die künstliche Wiedereinführung eines alten Wortes in irgend einer offiziellen oder fachwissenschaftlichen Terminologie, wie bei uns z. B. das alte Wort Schaffner statt Kondukteur durchzudringen scheint. Aber auch das kann nur glücken, wenn die Form des Wortes nicht der neuen Morphologie widerstrebt. Ob alte Wörter, die ohne den Zwang einer Behörde oder einer Wissenschaft eingeführt werden, in der natürlichen Sprache durch rein literarische Vermittlung Wurzel fassen, hängt von unberechenbaren Umständen ab. In Deutschland haben, wie mich Hermann Paul belehrte, im 18. Jahrhundert einige Autoren, besonders Herder und Wieland, mit der Wiederbelebung alter Wörter begonnen; aber auch davon ist, immer abgesehen von technischen Ausdrücken und Bezeichnungen für mittelalterliche Dinge, nur einiges in der poetischen Sprache, in der Prosa sehr wenig übrig geblieben. Allerdings scheint eine nähere Untersuchung dieser Frage auf deutschem Gebiete noch zu fehlen. Inwiefern in anderen Sprachen, die sich über einen längeren Zeitraum hin beobachten lassen, z. B. in Französischen und Italienischen, die Wiedereinführung alter Wörter tatsächlichen Erfolg gehabt hat, kann ich leider nicht übersehen. Nach meiner oberflächlichen Kenntnis möchte ich schließen, daß es sich hier ähnlich verhält wie im Deutschen.

So gleicht denn die neugriechische Schriftsprache einem Garten, in dem zwischen den grünenden Pflanzen allenthalben vertrocknete alte Stöcke und Papierblumen eingepflanzt und auf die lebensfrischen Bäume dürre, aus altem Moorboden herausgelöste Reiser gepflanzt sind. Vergessene warten die eigensinnigen Gärtner, daß das morsche Holz einwache; sie wollen nicht sehen, daß rings um ihren selbst aufgeputzten Garten in Wald und Wiesen duftige Blumen und grünende Bäumchen zu ihren Dienften stehen; sie beachten nicht, daß auch die lebenden Pflanzen ihres Garten durch die drückende Ueberfüllung mit altem Munder Schaden leiden und verkümmern.

Daß dieser unhaltbare Zustand bald ein Ende nehme, muß jeder aufrichtige Freund Griechenlands wünschen. Es ist die höchste Zeit. Der Mangel einer wirklich populären, aus der Psyche des Volkes hervorgewachsenen und mit dieser Psyche immer weiter wachsenden Schriftsprache hat die traurigsten Folgen. Aus ihm vornehmlich wird die erschreckende Unfruchtbarkeit der neugriechischen Literatur verständlich. Ich wüßte aus der in der Kunstsprache abgefaßten schönen Literatur auch nicht ein wirklich gediegenes und künstlerisch vollendetes Werk von bleibendem Wert anzuführen. Besonders schädlich ist der Mangel populärer Schriften, aus dem sich die große Dürftigkeit der politischen, religiösen, sozialen und literarischen Bildung der Griechen erklärt. Schließlich wirkt die Falschheit und Künstlichkeit der Sprache auf das ganze nationale Leben. Sie schafft einen verhängnisvollen Zwiespalt in der Psyche des einzelnen wie des ganzen Volkes. Sie erzeugt oder befördert allenthalben leeres Phrasentum, gedankenloses Behagen am hochstrabenden Wortschwall und Scheu vor ernster Sachlichkeit. Das ganze Leben verliert an geistlicher Einheit. Die Volkseele wird einem Menschen ähnlich, der sich nur innerhalb seiner vier Wände einfach und natürlich gibt, in der Öffentlichkeit aber nur mit theatralischem Pomp auftreten und sprechen darf.

Disraeli schildert in seinem berühmten Roman „Sybil or, the two nations“ mit erbarmungsloser Schärfe und packender Realistik, wie die englische Nation in zwei nach Wohnung, Nahrung, Lebensführung, Sitte und Bildung, Empfinden und Denken grundverschiedene Gruppen zerfällt, die Armen und die Reichen. Eine ähnliche Scheidung droht in Griechenland durch die Diglossie zu entstehen; sie wird aber einschneidender und verderblicher, weil sie nicht das materielle, sondern fast ausschließlich das geistige und moralische Leben betrifft. Auf der einen Seite bildet sich eine künstlich zur sprachlichen Virtuosität erzogene Minderheit, auf der anderen steht die ungeheure Majorität der

Ungebildeten, denen es schwer fällt, die Literatursprache wirklich zu verstehen und noch schwerer, eigene Gedanken in dieser Sprache auszudrücken. Dadurch verkümmert mit der Zeit das wichtige Volkselement, das man Bildungsmittelstand nennen könnte. Vielleicht liegen diese Gefahren noch in der Ferne, aber wenn mich mein Gefühl nicht täuscht, sind schon jetzt bedenkliche Ansätze zu einer solchen Spaltung des Volksganges zu bemerken.

Einigen Trost gewährt am Ende dieser trüben Betrachtungen über den unseligen Zustand der heutigen Literatursprache des Volkes, das der Welt zuerst im denkbar großartigsten Sinne eine Literatur geschenkt hat, die erfreuliche Tatsache, daß in der allerneuesten Zeit eine vielversprechende Wendung zum Besseren eingetreten ist. Durch die von Psichari angeregte erneute und vertiefte theoretische Untersuchung der Sprachfrage und das von ihm gegebene praktische Beispiel sind sich eine Reihe junger Literaten des folgenwürdigen Irrtums der Nation bewußt geworden und haben angefangen, aus dem vollen Leben der Gegenwart, aus dem reichen Vorn der natürlichen Sprache zu schöpfen.

Freilich wird die sprachliche Reformpartei noch harte Kämpfe durchzufechten haben, ehe ihr die Palme des Sieges winkt. Vielleicht werden die Männer, die jetzt mit edler Selbstverleugnung der guten Sache dienen, die reifen Ergebnisse ihres Strebens und ihre tiefere Wirkung auf die nationale Wohlfahrt nicht erleben. Ihren Lohn wird vielleicht nur das Bewußtsein bilden, überzeugungstreuen gekämpft und nützliche Vorarbeiten geliefert zu haben. Sie alle aber erwerben sich um die geistige Befreiung ihres Vaterlandes ähnliche Verdienste, wie die Helden des großen Freiheitskampfes vor 80 Jahren sie um die materielle Befreiung Griechenlands erworben haben. Und wenn nach der systematischen Ausbeutung der griechischen Marmorbrüche durch fremde Gesellschaften noch einige Stücke des alten Gesteins übrig bleiben werden, so könnten die Griechen sie nicht besser verwenden als zur Errichtung von Denkmälern, nicht bloß für die Kolokotronis, Ipsilantis, Kanaris, sondern auch für Männer wie Konomenos, Paraschos, Psichari, Rhoidis und alle jene, die den Mut hatten, unbekümmert um Gleichgültigkeit, Schmähung, Haß und Verleumdung, die zweite, innere Wiedergeburt des griechischen Volkes vorzubereiten. Ich sage das im vollen Ernste und auf Grund einer Ueberzeugung, die sich nach langjährigem Studium der Frage und nach sorgsamster Erwägung aller Momente festeste ausgebildet hat. Ich sage das in aller Schärfe und möchte, daß jeder Grieche meine Stimme vernehme, obschon ich weiß, daß ich durch meine Worte einen Sturm von Entrüstung erkeffele und daß viele mich nun für einen der ärgsten Feinde Griechenlands oder für einen hoffnungslosen Narren erklären werden. Und doch wird und muß einst der Tag kommen, da die Griechen einsehen und bekennen werden, daß sie selbst ihre größten Feinde und verblendete Toren gewesen sind.

Das starre Eis der Tradition ist gebrochen und ein frischer Quell neuen, kräftigen Lebens ergießt sich über die griechischen Lande. Wöge er stetig anwachsen und die durch lange Trockenheit verödeten Gefilde erfrischen und befruchten! Daß dieser Quell zum gewaltigen Strome werde und nicht, einem trügerischen Steppenflusse gleich, sich nutzlos im Sande verliere, dafür birgt die unverwundliche Lebenskraft des griechischen Volkes, das von oberflächlichen Beurteilern und slichtigen Reisenden mit Unrecht eine degenerierte Restzigeunerrasse und unfähig zu höheren Aufgaben gescholten wird. Ich bin überzeugt, daß die Griechen, wenn sie die Sprachfrage, die gegenwärtig für sie wichtiger ist als alle politischen und wirtschaftlichen Fragen, in der richtigen Weise lösen, berufen sind, eine bedeutende Rolle in der Zukunft zu spielen. Sie werden es vor allem sein, denen die Regeneration des Orients zufällt, der durch den Niedergang seiner Kultur, durch die Entdeckung Amerikas und durch die Ablösung des Welthandels lange Zeit ungebührlich in den Hintergrund gedrängt worden war, heute aber wieder stärker als je in den Kreis der Weltpolitik und Weltwirtschaft und damit auch der Weltkultur einzutreten beginnt.